

Nachwort

Die Grundlagen der Gewissheit sichern

Erste Sätze haben in den Schriften des Aristoteles oft etwas Programmatisches. „Jede Unterweisung und jedes verständige Erwerben von Wissen entsteht aus bereits vorhandener Kenntnis,“ so lässt auch der erste Satz seiner Zweiten Analytik bereits im Keim sein ganzes Werk erahnen.¹ Um ein unbekanntes Feld aufzuklären, so meint der Grieche, kann ich nicht von Ungewissheit zu Ungewissheit tasten und hoffen, dass sich der Nebel irgendwann lichtet. Ich muss mich des Ausgangspunktes vergewissern und mich dann Schritt für Schritt ins Neuland vortasten. Wie das geht, dafür hat der griechische Philosoph zwei Königswege vorgegeben, Deduktion und Induktion: „Denn beide bringen durch bereits bekannte Dinge die Unterweisung zustande, die einen, indem sie etwas annehmen wie von Leuten, die verstehen, die anderen, indem sie das Allgemeine aufweisen dadurch, daß das Einzelne klar wird.“² Während die Induktion sich somit vom Einzelnen zum Allgemeinen vorarbeitet, sucht die Deduktion nach den ersten Prinzipien, die in sich klar und unbezweifelbar sind. Bei ihr steht am Anfang also die Evidenz des Selbstverständlichen. Erst nachfolgend beginnen Schlussfolgerungen, Argumente und Gegenargumente.

Was aber ist für die Theologie selbstverständlich? Thomas von Aquin hat in genialer Übertragung der aristotelischen Wissenschaftslehre gezeigt, dass die „prima principia“ der Theologie, also die ersten, unbezweifelbar wahren Aussagen, nichts anderes sind

¹ *Aristoteles*, *Analytica Posteriora*. Übersetzt und erläutert von Wolfgang Detel. Erster Halbband (= *Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung* 3,2), Berlin 1993, I,1 (S. 18).

² Ebd.

als die Offenbarung in der Lehre der Kirche.³ Theologie ist kirchlich, oder sie ist keine Theologie. Sie ist dadurch aber alles andere als blind. Die Pointe dieser Aussage des „doctor angelicus“ besteht nämlich darin, dass sich die Evidenz ihrer Prinzipien einer höheren Wissenschaft verdankt als der des menschlichen Verstandes („*principia nota lumine naturali intellectus*“): „Die Theologie ist in dieser Weise eine Wissenschaft, da sie aus Prinzipien stammt, die durch das Licht einer höheren Wissenschaft bekannt sind, nämlich der Wissenschaft Gottes und der Seligen.“⁴ Theologie setzt also den Glauben voraus. Glaube aber ist kein unvernünftiges Annehmen von etwas, was man nicht weiß, sondern er schafft ganz im Gegenteil ein höheres Wissen als alles menschliche Wissen. Denn er sieht die ganze Wirklichkeit mit den Augen Gottes und der Seligen an. Er besitzt den klaren, weiten und tiefen Blick, wie ihn kein Mensch von sich aus besitzen könnte. Denn vom Menschen auf Erden gilt: „Stückwerk ist unser Erkennen ...“ (1 Kor 13,9). Damit muss sich sein Verstand im Sinn des Aristoteles langsam vom Bekannten zum Unbekannten vorantasten, stets von der Gefahr der Täuschung und des nur scheinbar Richtigen gehemmt. Der Glaube macht den Menschen zwar nicht zum Besserwisser. Wohl aber öffnet er ihm die Augen für die überwältigende Evidenz Gottes, der der Welt das Sein und mit ihm auch die Wahrheit selbst gegeben hat. Denn Gottes Wissenschaft baut sich nicht schrittweise im Fortschreiten von Prinzipien zu den Ursachen auf, sondern er erkennt alles in sich selbst.⁵ So ist die „Wissenschaft der Liebe“, von der die hl. Therese vom Kinde Jesus einmal spricht⁶, die Grundlage aller theo-

³ *Thomas von Aquin*, *Summa theologiae* I q. 1, a. 2.

⁴ „Et hoc modo sacra doctrina est scientia, quia procedit ex principiis notis lumine superioris scientiae, quae scilicet est scientia Dei et beatorum“ (ebd.) (eigene Übersetzung).

⁵ *Thomas von Aquin*, *Summa theologiae* I q. 14, a. 7.

⁶ „Die Wissenschaft der Liebe, oh ja, dieses Wort klingt wunderbar in den Ohren meiner Seele. Nur diese Wissenschaft begehre ich. Wenn ich auch all meine Schätze für sie gegeben hätte, so dünkte ich doch wie die Braut im Hohenlied, ich hätte nichts gegeben...“ (*Sainte Thérèse de l'Enfant-Jésus et de la Sainte Face*, *Manuscrits autobiographiques*. Edition critique du

logischen Erkenntnis: Je mehr jemand mit Gott verbunden ist, umso mehr nimmt er auch an seiner Klarheit teil.

„Wagen, das zu sein, was er ist“ – Vergewisserung der priesterlichen Identität

Erzbischof Karl Braun sorgt sich um die Priester. Was sind die „ersten Prinzipien“ ihrer Berufung? Stimmen die Grundlagen des priesterlichen Lebens noch? „Wir überspringen mit raschen, menschlich oft sehr plausiblen Lösungsversuchen die tiefere Sicht unserer Situation und die radikale Lösung unserer Not. Offenbar trauen wir dem Herrn nicht mehr umfassend, was die Zukunft seiner Kirche angeht“ (S. 58). Das Priestertum hat seine Selbstverständlichkeiten verloren. Klarsichtig analysiert Braun in den vorliegenden Gesprächen die Verunsicherung: schwindender Rückhalt unter den Gläubigen; Erwartungen, die eher für einen mittelständischen Unternehmer passen würden; der Priestermangel und die wachsende Arbeitsbelastung; Ausbleiben des Erfolgs; Spannungen im Presbyterium; Unverständnis bei Vorgesetzten; die Phalanx der vielen „Kläger und Kritiker“ der Kirche, aber dem Mangel an Liebhabern (Kardinal Wyszyński) u.v.a. Viele Jahre als Oberhirte in Eichstätt und Bamberg haben ihm darum die Geistlichen ganz besonders ans Herz gelegt. Er ist bekannt dafür, dass ihm als Bischof und Erzbischof die Sorgen und Nöte der Geistlichen sowie die geistliche und theologische Ausbildung der künftigen Priester durch das Gebet wie auch in der praktischen Durchführung ein besonderes Anliegen waren bzw. heute auch noch sind. Dies ist durch eine große Anzahl an Vorträgen bei entsprechenden Gelegenheiten dokumentiert. Aber auch über die eigentliche Priesterbildung und -fortbildung hinaus ist der Priester

Centenaire. Nouvelle édition revue et corrigée, Paris 2005, S. 281-283 [Manuscrit B 1,25f.] [eigene Übersetzung]).

bei Erzbischof em. Braun ein zentrales Thema seiner Vortragstätigkeit bei Einkehrtagen, Exerzitien und Zusammenkünften geistlicher Gemeinschaften und bei kirchlichen Verbänden.

Er weiß um ihre geistliche Unruhe, die daraus entsteht, dass die Grundlagen angefochten sind: „Die Suche nach Auswegen kann dazu führen, dass der Bedrängte die erlebte Frustration gegen sich selbst wendet. Schlaflosigkeit, Kopfweh, Rückenschmerzen sind erste Symptome. Körperliche und seelische Krankheiten können folgen. Alte, lebensgeschichtlich bedingte seelische Verwundungen können mit neuer Wucht aufbrechen. Und dann nagen stets die Selbstzweifel“ (S. 40). Gewiss, Karl Braun weiß auch um die Notwendigkeit, die Pastoral vernünftig neu zu planen. Was aber könnten alle vernünftigen Überlegungen helfen, alle Schlussfolgerungen, Argumente und Gegenargumente, wenn die Grundlagen aus dem Blick geraten sind? Es wären Schneesverwehungen über gefährlichen Erdlöchern. Darum erschöpft sich Brauns Sorge nicht in Pastoralpragmatik. Er will die Grundlagen neu sichern: „Die Kirche in unseren Tagen braucht nicht so sehr, was moderne Meinungsmacher und erfolgsorientierte Planungsstrategen raten. Dringend nötig hat die Kirche dagegen Christen, die die Transzendenz, das Übernatürliche in ihrem Denken und Handeln wieder stärker berücksichtigen (...)“ (S. 76). In diesem Satz ist nichts anderes ausgesprochen als die Einsicht des hl. Thomas von Aquin, zuerst müsse ein Theologe die Welt mit den Augen Gottes anschauen, dann könne er getrost auch zu rasonnieren und zu argumentieren anfangen. Bevor ein Priester sich also fragt, was er heute alles tun muss, braucht er festen Boden unter den Füßen. Er muss wissen, wer er in den Augen Gottes ist: „Der Priester muss heute der großen Versuchung widerstehen, dass er nicht wagt, das zu sein, was er ist, und deshalb in falscher Weise sich ‚laisiert‘“ (S. 45). Ohne diesen Perspektivenwechsel gerät er in Gefahr, fremden Göttern nachzulaufen: den Idolen des Erfolges, der Anerkennung, des Applauses der Welt oder schließlich nur noch dem behäbigen Glück auf der warmen Ofenbank. „Das Entscheidende liegt an einem an-

deren Ort als in der Statistik: in der Rückkehr zum Wesentlichen, zum Grundauftrag unseres Dienstes. (...) Hilfskonstruktionen drohen das Eigentliche zu verdecken, die Neben- wird zur Haupt- und die Haupt- zur Nebensache“ (S. 59).

Die Fundamente fest machen – der Primat des geistlichen Lebens

Wie aber kann sich ein Priester seiner Grundlagen vergewissern? Oder im Sinn des Gesagten gefragt: Wie lernt er, sein Priestertum mit den Augen Gottes anzuschauen? „Der Glaube ist das Auge des Herzens“, sagt der hl. Augustinus einmal. Die Grundlagen des Glaubens erreicht man nicht durch Nachdenken, Kritik oder gute Argumente. Man wird ihrer nur in dem Maß gewiss, wie sich das Herz Gott übergibt: „Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht kennt.“⁷ Treffend beschreibt Romano Guardini diese Erkenntnisweise, die eine Gewissheit vor allem Nachdenken ermöglicht: „Der Akt des Herzens ist ein für die Erkenntnis ‚gebender‘ Akt. Bestimmte Gegenstände gelangen nur im Herzensakt zur Gegebenheit. Da bleiben sie aber nicht in arationaler Intuition, sondern sind intellektuell-logischer Durchdringung zugänglich.“⁸ Auch Karl Braun steht alles andere als eine schwärmerische, irrationale Spiritualität vor Augen: „Die Notwendigkeit der denkerischen Durchdringung und Darlegung des Glaubens liegt – gerade heute – auf der Hand, die theologische Reflexion des Glaubens ist für den Priester unabdingbar“ (S. 86). Dennoch dringt er auf den Primat des geistlichen Lebens. Programmatisch bekennt er:

„Bei Christus zu bleiben, sich in allem an ihm rückgebunden wissen, das ist die grundlegende Bedingung der priesterlichen Spiritualität.“

⁷ Blaise Pascal, *Pensées* Frg. 277.

⁸ Romano Guardini, *Christliche Bewußtsein. Versuche über Pascal*, Leipzig 1935, 176.

tät, die Sie hiermit ansprechen. Das ist die Lebensaufgabe des Priesters überhaupt. Das ist schließlich auch der Kern der Identität des Priesters: Weiß der Priester um Jesus Christus, dann weiß er auch, wer er ist. Aus diesem Wissen heraus kann er als Priester leben. Auf diese wohltuende, zufrieden machende und einen inneren Frieden begründende Identität kommt es an. Denn sie vermag allen Infragestellungen zu trotzen, sie überwinden, indem sie sie in Liebe verwandelt. Von niemand anderem als Jesus Christus selbst, dem Herrn der Kirche, geht diese volle, allen Fragen und Belastungen des priesterlichen Dienstes standhaltende Identität aus“ (S. 19).

Diese Mitte umkreisen alle zwölf Themen der Gespräche. Denn wenn diese Mitte verrückt ist, dann wird auch alles andere schief. Wenn sie aber die Mitte bleibt, dann sind alle Verrücktheiten der Welt, denen ein Priester ausgesetzt sein mag, im Vergleich dazu nichts.

Als Priester zu wissen, wer man ist, das fällt jedoch zunehmend schwer. Auch hier analysiert Braun wiederum hellsichtig: Natürlich gibt es eine Menge praktische Probleme. Enttäuschungen und Verwundungen bleiben nicht aus. Das Alter, das Treten an den Rand und die Lebensbilanz können bitter werden lassen. Aber das gehört zum menschlichen Leben, und ein Geistlicher hat kein Benefizium zum Lamentieren: „Natürlich schweißt kaum etwas derart zusammen wie gemeinsames Jammern, rein menschlich gesprochen. Das ist der priesterlichen Würde aber nicht angemessen. Es ist obendrein unfruchtbar“ (S. 27). Fruchtbar dagegen ist es allein, die Augen des Glaubens zu öffnen. Hat der Herr dem Priester je etwas anderes versprochen als das, was sich nun auch zeigt? Leidensgemeinschaft mit Christus, Kreuzestreue, Tapferkeit nach dem Vorbild Mariens, Hoffnung auch da, wo man nichts sieht, durch solche Haltungen wächst ein Priester immer weiter in seiner Berufung und wird nicht an ihr irregehen. Die Augen des Glaubens zu öffnen, das verlangt in einer radikal diesseitigen Welt aber ein ebenso radikales Umdenken: „Eine auf Berechenbarkeit und Machbarkeit reduzierte Welt

sträubt sich gegen Wahrnehmung und Erfahrung einer Wirklichkeit, die über ihren Horizont hinausgeht. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Art von Welt und Welterfahrung nicht mit der Transzendenz rechnet“ (S. 113).

Das Priestertum geistlich begründen

Das Priestertum geistlich zu begründen, darum also ist es Karl Braun zu tun. Wie dies möglich ist, dafür legt der Erzbischof eine wohltuende Nüchternheit an den Tag:

„Das eigene geistliche Leben ist auf eine gewisse Methode angewiesen. Denn wenn auch das geistliche Leben mehr ist als die Summe von Frömmigkeitsübungen, so darf doch von seiner tatsächlichen Verwirklichung nicht abgesehen werden. Heute wird gerne über ‚Spiritualitäten‘ gesprochen. Sie aber jahre- und jahrzehntelang, ja sogar ein ganzes Leben zu leben, das ist nicht so leicht. Denn das bedarf der Treue, das bedarf der Konkretisierung. Und das wiederum heißt: Es muss ins einzelne gehen. Spiritualität bleibt theoretisch und allgemein, wenn sie nicht greifbar wird. Eine Sache ist es, über Spiritualität zu sprechen – der Begriff erfreut sich ja seit geraumer Zeit großer Beliebtheit – , etwas anderes dagegen ist das tägliche Leben aus der Eucharistie, aus der eucharistischen Anbetung, aus der regelmäßigen Beichte, aus dem Mitbeten mit der Kirche im Brevier, aus dem persönlichen Gebet und aus der Betrachtung, aus dem geistlichen Gespräch, aus regelmäßigen Zeiten der Stille, dem brüderlichen Dienst der Führung und der *correctio fraterna*. Zweifellos ist eine große Bandbreite spezieller Spiritualitäten und persönlicher Schwerpunktsetzungen möglich und berechtigt. Ohne das objektive Gerüst, das sich auf Übung und Methode stützt, bricht die Spiritualität aber auf Dauer in sich zusammen, denn sie bleibt dann fromme Absicht oder letztlich gar Selbsttäuschung“ (S. 30-31).

Warum sollte sich ein Geistlicher auch in seinem geistlichen

Leben anderen Wegen anvertrauen als denen, die Generationen vor ihm getragen haben, ja manchmal sogar emporgetragen bis zur Heiligkeit? Nicht zufällig steht die Gemeinschaft der Heiligen Karl Braun ja besonders nahe: die Muttergottes zuerst, der hl. Joseph, die hl. Therese von Lisieux, „die große ‚kleine Heilige‘“ (S. 45), aber auch heiligmäßige Hirten wie Papst Pius XII., den er seit seinen römischen Studientagen verehrt und der nur einen Tag vor seiner Priesterweihe verstarb, und die ihm nachfolgenden Päpste.

Die Evidenz des Selbstverständlichen steht für Aristoteles am Anfang jedes schlussfolgernden Denkens. Der Glaubende hat das Glück, nicht von den scheinbaren Gewissheiten seiner Zeitgenossen ausgehen zu müssen, von dem, was alle sagen, sondern von dem, was Gott selbst ihm sagt, der die Wahrheit ist und nicht trügen kann. So ist der Glaube nach Augustinus die sichere Wissenschaft des Unsichtbaren.⁹ Sein Schwanken und Dunkel, sein Wachsen ebenso wie die Gefahr, ihn aus eigener Schuld wieder verlorengehen zu lassen, hängt vom Menschen ab. Von Gott aus hingegen ist dem Glauben ungetrübte Wahrheit und Klarheit geschenkt. Er sieht, was andere nicht sehen. Das macht sein Wagnis aus, allein von Gott her zu denken – gegen alle Sichtweisen der Welt, gegen alle Selbstverständlichkeiten derer, die in ihr das Sagen haben, ja selbst gegen die machtvolle Stimme der eigenen Befindlichkeit. Für den Priester ist dieses Wagnis lebensnotwendig. Erzbischof Karl Braun legt Wege vor, wie es lebbar ist – und er lebt es selbst vor.

Prof. Dr. Andreas Wollbold
Professor für Pastoraltheologie an der
Katholisch-Theologischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität München

⁹ *Augustinus*, De Trinitate 13,1,1-4 – II,5 (CCL L [A] 383).